Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Mittwoch den 25. April 1838.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 33.

Der Kampf.

Sonett.

Am 15. April 1838.

Es will der Winter stets noch bei uns hausen,
Ob auch die Sonne aus den Wolken bricht,
Versendend rings ihr gold'nes Himmelslicht;
Nicht läßt der Boreas sein wildes Brausen.

Und durch die Bäum' ertönt sein stürm'sches Sausen,
Zu weichen ist dem Winter schwere Pflicht:
Da schnei'n ihm Blüthenflocken in's Gesicht,
Und Schreck erfüllt des Alten Herz mit Grausen.

Was er getost, gesaust, gerast, gerungen,
Umsonst ist all sein Toben und Bemüh'n;
Der junge Lenz hat mächtig ihn bezwungen,

Auf Schwanesflügeln kömmt er herzuziehn;
Und laut erschallen Jubelkläng' und Lieder:
Die Erd' erfreut sich ihres Gottes wieder.

David Wihl.*)

Die beiden Gerippe.

Erzählung von H. Meynert. (Mit Benützung einer Volkssage.)

(Schluß.)

„Mit wem Du auch wirst sprechen müssen," beruhigte Friedrich, „ich stehe Dir mit meinem Leben dafür, daß Dir kein Leides zugefügt werden soll. Heda, Herr Wirth!" — Der Gerufene kam mit einem flinken Satze an den Tisch gesprungen. „Hier diese aufgezählten Friedrichsd'or nehmen Sie einstweilen in Ihre Verwahrung. Sie gehören sogleich nach vollbrachter Arbeit diesem Mädchen. Die sämmtlichen Herren Gäste sind Zeugen. Und jetzt noch ein Wort zu Dir, liebes Kind. Ich gehe jetzt, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Es ist so eben eilf Uhr auf Mitternacht. Punkt zwölf Uhr bist Du an der Friedhofthüre. Dich zu begleiten möchte nicht räthlich seyn, die Sage knüpft die Bedingung der Erlösung ausdrücklich an die ausschließende Wirksamkeit eines Frauenzimmers; ich und andere Zeugen sind daher jedenfalls unzulässig. Aus letzterem Grunde ersuche ich auch die Herren Gäste, es sich hier im Zimmer ruhig gefallen zu lassen, ja keiner das Mädchen auf dem Wege zu begleiten. Auch gegen jede Beleuchtung sollen Geister eine gewisse Abneigung haben. Ich rathe Dir also, gutes Mädchen, ohne Laterne zu gehen. Den Ort, wo unser armes Gerippe seiner Erlösung entgegenschmachtet, findest Du ja leicht im Finstern. Herr Wirth! eine tüchtige Bowle Punsch auf meine Rechnung! Sie muß für alle die Herren Gäste, welche jetzt hier versammelt sind, die Nacht über ausreichen. Meine Herren! ich lade sie alle mit einander auf einige Gläser Punsch ein." Ein freundliches Gemurmel des Dankes antwortete von allen Seiten unserem Friedrich. Und jetzt," fuhr dieser fort, „auf baldiges Wiedersehen! Ich besorge unterdessen das Nöthige. Adieu, liebes Kind! versäume nicht den zwölften Glockenschlag! In wenigen Minuten sind die hübschen goldenen Füchse verdient, und Dir wie Deinem alten Vater ist geholfen."

Damit verließ Friedrich das Zimmer. Doch ehe er zum Hause hinausging, stieg er erst noch einmal die Treppe hinan und trat in die Stube seines Herrn. „Gnädiger Herr," sagte er mit lustiger Miene, „ich habe mit den hundert Friedrichsd'or liederlich gewirthschaftet, sie haben schon jetzt ihren Herrn gefunden."

„Nun, so laß hören!" entgegnete der Fremde mit gleichgültiger Miene.

„Das Gerippe, ich meine Ihren Namensbruder, wird noch in der heutigen Mitternacht erlöst."

„Du bist ein Narr!"

„Nicht doch, gnädiger Herr, es ist mein völliger Ernst. Ein hübsches, niedliches Ding von einem Mädchen hat sich dem Wagstücke unterzogen. Ich lade Sie für Ihre Hundert Friedrichsd'or ein, Zeuge des Ausganges zu seyn, gnädiger Herr."

„Laß mich zufrieden, närrischer Kauz! die hundert Friedrichsd'or habe ich hergegeben; jetzt aber will ich aus dem weiteren Spiele bleiben."

„Gnädiger Herr!" erwiederte Friedrich mit pfiffigem Tone, „es wird Sie wahrhaftig reuen."

„Du machst mich neugierig; gut, ich werde Zeuge seyn. Wo meine hundert Friedrichsd'or geblieben, mag auch eine Stunde Schlaf bleiben. Wann und wohin soll ich gehen?"

„Ich werde eine Viertelstunde vor Mitternacht die Ehre haben, Sie abzuholen, und Ihnen dann Ihr weiteres Verhalten bei dem ganzen Vorgange angeben, gnädiger Herr; nur aber muß ich sodann bitten, meiner Weisung auf das Genaueste nachzukommen, sonst würde das ganze Unternehmen scheitern, und Sie, gnädiger Herr, am meisten verlieren."

„Du wirst mich folgsam finden," lächelte der Herr, und brannte sich eine Cigarre an.

„Ich gratulire Ihnen dazu, gnädiger Herr, Sie werden es mir Dank wissen."

Mit diesen Worten empfahl sich Friedrich und ging in das Freie. An einer weißen Meilensäule, welche ziemlich in der Mitte des Dorfes am Wege stand, machte er Halt, klatschte in die Hände und blickte gespannt um sich. Es währte nicht lange, so kam eine weibliche Gestalt in der Dunkelheit auf die Säule zugeschritten. Friedrich bewillkommte sie mit sichtlicher Freude, und beide sprachen eine geraume Weile heimlich, aber sehr angelegentlich mit einander.

„Ich darf mich also auf Dich verlassen?" sagte Friedrich am Schlusse der Unterredung mit besonderem Nachdrucke.

*) David Wihl ist Bruder des in Paris lebenden Dichters Dr. Ludwig Wihl. Beide sind in hiesiger Nähe, nämlich aus Weveiinghoven im Kreise Grevenbroich, zu Hause.
Anm. der Red.

„Ich schwöre es Dir bei meinem Leben, Du wirst Alles so finden, wie wir es verabredet," versicherte die weibliche Gestalt angelegentlich.

Beide schieden hierauf eilig von einander, und gingen nach verschiedenen Seiten.

* * *

Die im Schenkzimmer zurückgebliebenen Gäste blickten mit gespannter Erwartung nach dem Wandzeiger, und folgten dem Zeiger auf seinem phlegmatischen Gange von Minute zu Minute mit Augen und Gedanken. Getrunken wurde während dieser Zeit wenig, gesprochen nur mit dem gedämpften Tone der Erwartung. Das Mädchen, welches den Vereinigungspunkt der Blicke und Worte Aller bildete, saß still, aber sichtbar ruhig an seinem Platze, und warf nur von Zeit zu Zeit ebenfalls einen Blick nach der Wanduhr. Als noch zehn Minuten auf zwölf Uhr fehlten, stand das Mädchen auf, schlang sich ein Tuch um den Hals und sagte: „Es ist Zeit! Ich gehe nicht aus eitlem Vorwitz; es gilt, meinem kranken Vater Trost und Pflege zurückzubringen. Lebt wohl, der Himmel wird mich geleiten."

Mit diesen Worten schied sie, stand mit Schlag zwölf vor dem Friedhofthore, und, ungeachtet der dichten Finsterniß, fand sie sich richtig zu der bezeichneten Stelle hin. Als sie sich derselben näherte, sprach eine freundliche Stimme sie an; zugleich fühlte sie sich sanft am Arme ergriffen. Wie es ihr schien, war das keine knöcherne Todtenfaust, sondern eine warme, lebende Hand. „Fürchte Dich nicht, liebes Kind," ließ sich die Stimme dumpf, aber mild vernehmen. „Ich weiß, daß Du mich zu erlösen kommst, und nenne Dir dankbar das Mittel, welches mich retten kann! Gehe nach dem Hause oberhalb des Teiches, wo die schöne, bleiche Frau wohnt, welche Du am vergangenen Nachmittage sahest. Klopfe an das Hausthor, ein Weib wird Dir öffnen; sage ihm, daß Du von mir kommest. Man wird Dich zu der Gebieterin führen; diese flehe sodann dringend an, daß sie dem Gerippe vergebe. Jetzt geh' und mache Deine Sache klug; gedenke des Lohnes, der Deiner harrt, und Deines kranken Vaters!"

Das Mädchen athmete auf, als es sich von dem Gespenste so freundlich behandelt sah. Vor der schönen gespenstischen Frau, mit welcher die kleine Heldin nunmehr zu thun haben sollte, war ihr vollends gar nicht bange, und wenn ja ihr Muth etwas schwanken wollte, so gedachte sie des kranken Vaters und des schönen Goldes, das sein Alter erheitern würde. In wenigen Minuten stand sie vor dem bezeichneten Hause und klopfte an das Thor, welches ziemlich schnell geöffnet wurde. Ein verschleiertes Weib trat heraus und fragte mit etwas hohler Stimme nach ihrem Begehren. — „Ich bin von dem Gerippe abgesendet," erwiederte die Jungfrau. Das Weib gebot ihr einige Augenblicke zu verweilen, ging, kehrte aber sogleich zurück, führte sie eine Treppe hinan, und hieß, oben angelangt, sie in ein Zimmer eintreten.

Hier saß wirklich die schöne bleiche Frau, den Kopf in die Hand gestützt, über welche das blonde aufgelöste Haar wie ein goldener Strom herniederwallte, sinnend vor einem kleinen Tische. Auf den ersten Blick schien es dem Mädchen, als ob dem Busen der bleichen Dame ein Blutquell entriesele; allein bei längerer Betrachtung ergab sich dieß als das Ende eines kleinen blutrothen Shawls, welcher, auf der Sessellehne ruhend, sich theilweise an die Hüfte der Dame schmiegte.

Als das Mädchen so unerwartet eintrat, stand die Dame überrascht und fast zürnend von ihrem Sitze auf; die demüthige Miene der Bittenden aber gewahrend, fragte sie mild aber verwundert: „Was führt Dich um diese Stunde zu mir, mein Kind, und wer bist Du?"

„Gnädige Dame!" erwiederte das Mädchen schüchtern aber furchtlos, „ich bin von dem Gerippe gesendet."

Ueber das Gesicht der Dame flog ein seltsamer Ausdruck von Staunen und innerer Bewegung, und eine leichte Röthe zuckte darüber hin, wie ein Morgenstrahl über eine Schneefläche. „Wär' es möglich?" sagte sie halblaut vor sich hin. „Sie von ihm gesendet? Doch nein, wir sind getrennt auf ewig; ich würde ihm nie vergeben können!"

Sie schellte, und die Dienerin, welche das Mädchen heraufgeleitet, trat herein.

„Welche Bewandtniß hat es mit diesem Mädchen?" fragte sie die Dienerin nicht ohne einigen Unwillen, und diese entschuldigte sich etwas verlegen, nichts weiter zu wissen, als daß das Mädchen dringend um Einlaß gebeten und mit der Gebieterin zu sprechen begehrt habe.

„Von wem also bist Du gesendet, mein Kind?" fragte die Dame nochmals.

„Von dem Gerippe, gnädige Dame," erwiederte die Gefragte, durch diese Umstände etwas in Verwirrung gebracht. „Es bittet Euch durch mich flehentlich um Verzeihung. Bitte, versagt sie ihm nicht, schöne Dame."

Die Dame schüttelte verwundert den Kopf. „Wo sahst Du ihn denn?" fragte sie mit etwas bewegter Stimme.

„Ich? Wen denn, gnädige Frau?" fragte das Mädchen nicht weniger verwundert.

„Nun Denjenigen, der Dich zu mir gesendet?"

„Ach so, das Gerippe meint Ihr, gnädige Dame. Nun, wegen der Finsterniß sah ich es nicht, aber ich sprach es so eben an seinem alten Platze, wo es schon seit länger als hundert Jahren auf Eure Verzeihung harrt. Ach, gnädige Dame, vergebt dem armen Gerippe! vergebt ihm um meinetwillen! Thut Ihr es nicht, so kostet es mein Leben, und meinen alten kranken Vater bringt Ihr um die Tochter und um baare hundert Friedrichsd'or, die mir zugesichert sind, wenn ich das Gerippe erlöse."

Die Dame, obschon ihr Staunen immer größer wurde, mußte gleichwohl über die naive Sprache des Mädchens lächeln. Jetzt mischte sich die Dienerin in das Gespräch: „Gnädige Frau, ich merke wohl, man hat das gute Kind zum Besten gehabt. Sie spricht von dem Gerippe, das in diesem Dorfe zur Volkssage geworden ist, das angeblich durch ein weibliches Wesen erlöst werden soll."

„Du hast Recht!" sagte die Dame, von ihrem Staunen zurückkommend, und zu dem Mädchen gewendet, setzte sie hinzu: „Arme, kleine Thörin! Du siehst, man hat Dich zum Besten gehabt. Geh' in Gottes Namen und sage denen, welche Dich hierher gesendet sie, möchten ihre Zeit zu etwas Besserem anwenden."

„O nein, gnädige Dame," sagte das Mädchen mit festem Tone, „ich gehe nicht eher von hier, bis Ihr dem Gerippe vergeben habt, und sollte es mein Leben kosten!" Ich muß das Gerippe erlösen, um meinem alten Vater Pflege und Labsal zu bringen. Wenn Ihr dem Gerippe nicht vergebt, so bin ich und mein kranker Vater verloren!"

Die Dame lächelte über diese Zuversicht der Fürbittenden. „Ja, wenn Dir so viel auf dem Spiele steht, so muß ich ja wohl in Dein Begehren willigen. Wenn ein solches nichtsbedeutendes Wort aus meinem Munde Dir so viel eintragen und Dich ruhig machen kann, so will ich gern den Scherz durch einen Scherz endigen. Gehe also hin und richte aus, ich hätte dem Gerippe von ganzer Seele vergeben.

„Ich nehme Dich bei'm Worte," rief plötzlich eine jubelnde Stimme im Vorgemache, und in demselben Augenblicke wurde die Thüre hastig geöffnet und der Fremde lag zu den Füßen der Dame.

„Rudolph!" rief diese halb freudig, halb unwillig überrascht. Einen Moment stand sie zwischen Ueberlegung und Entschluß schwankend, dann aber wollte sie mit den Worten: „Gehen Sie, Rudolph, wir sind für immer geschieden!" das Zimmer verlassen.

Doch der Fremde war nicht geneigt, das Feld so leicht zu räumen. Er umschlang, noch immer knieend, die Dame mit aller Gluth der Liebe, und mit schelmischer Zärtlichkeit sagte er: „Das wäre gegen Deinen Ausspruch, Anna; hast Du nicht so eben feierlich verkündet, daß Du dem Gerippe von ganzer Seele verzeihst? Mein Ehrenwort darauf, daß das Gerippe, welches vor wenigen Minuten mit diesem guten Mädchen sich unterhielt, Niemand anders war als ich. Zwar

harre ich noch nicht volle hundert Jahre auf Deine Verzeihung, wie mein Namensbruder, das wirkliche Gerippe, allein ich schwöre Dir, daß mir die Zeit Deines Zornes noch länger däucht, als ein Jahrhundert. Verzeihe Deinem Gerippe, wie Du in besserer Zeit mich nanntest; es hat viel um Dich gelitten!"

„Böser, argwöhnischer Mensch!" schmollte Anna und sank an seine Brust.

Es bedarf wohl kaum der Erklärung, daß Anna's Dienerin, Christine, welche einst durch ihren Verrath die Entzweiung der Gatten veranlaßte, keineswegs gestorben, wohl aber mit gutem Grunde das Gerücht ihres Todes ausgestreut hatte. Durch emsiges Nachforschen hatte sie den Aufenthalt der entflohenen Gebieterin glücklich ausgemittelt, hatte von ihr Verzeihung erhalten und war seitdem nicht mehr von ihrer Seite gewichen. Friedrich, seit länger von Christinen gekannt, mußte auf ihre Veranlassung sich in Rudolphs Dienste begeben, und sie unterhielt seitdem mit ihm eine lebhafte geheime Correspondenz, welche nichts Anderes, als die Wiedervereinigung des getrennten Ehepaares bezweckte. Durch diese geheimen Maßregeln wurde Rudolph, ohne es zu ahnen, dem Aufenthalt seiner Anna zugeführt, und Friedrich ersann, um auch zugleich auf den Hang zum Sonderbaren, der in Anna, als geborner Engländerin, mächtig genug war, zu wirken, jenes Kunststückchen, wobei er die Volkssage des Ortes, zufolge eines plötzlichen Einfalls, mit in Anwendung brachte. Die hundert Friedrichsd'or wurden richtig ausgezahlt. Nach einigen Monaten aber führte Friedrich das entschlossene Mädchen, welches, ohne die wahren Umstände zu kennen, Rudolphs Fürsprecherin geworden war, zum Altar, und Beide, von Rudolph und Anna reichlich beschenkt, kauften sich in jenem Dorfe an. Der glücklich genesene Vater der Braut verbrachte in der Mitte seiner Kinder ein heiteres liebevoll gepflegtes Alter.

Das Gerippe steht noch auf seinem alten Platze, ist aber seit jenem Vorfalle sehr außer Kredit gekommen, und flößt jetzt weder irgendwem Furcht ein, noch will sich wieder eine Johanna finden, welche seine wahrscheinlich überflüssige Erlösung versuchen möchte.

John Lillie.

Eine Episode aus der Geschichte der Königin Elisabeth von England.

(Schluß.)

II.

Nachdem die Königin einen ganzen Monat zu Oxford zugebracht hatte, kehrte sie den 22. Oktober nach London zurück. Den folgenden Tag stellte man ihr dringender als je vor, die Staats-Raison erfordere, daß sie sich vereheliche, oder daß sie zum mindesten einen Nachfolger erwähle; die Grafen Pembroke, Arundel, Leicester und Wocester unterstützten diesen Rath aus allen Kräften, indem jeder hoffte, von ihr zum Gatten erwählt zu werden. William Cecil hingegen, der als Staatssekretär den größten Antheil an der Regierung hatte, widerrieth ihr eine solche Verbindung. Als sie den Rath verlassen und sich allein befand, verfiel Elisabeth in tiefes Nachdenken; ihre Seufzer, ihre Thränen thaten kund, daß Liebe und Vernunft in ihrem Innern kämpften; sie knieete einen Augenblick auf ihren Betstuhl nieder, und stand etwas beruhigt auf, trat auf eine Thüre ihres Gemaches zu, rief eine ihrer Frauen und gebot ihr, John Lillie, ihren Geheimschreiber, zu rufen. Als sie beide kommen hörte, ging sie ihnen entgegen; die Kammerfrau wartete im Nebenzimmer, um den Sekretär die geheime Treppe wieder hinunterzuführen, auf welcher er ins Gemach ihrer Gebieterin gelangt war.

Was bedeuten diese Blutflecken auf Eurem Wamms? sprach Elisabeth mit kaum verhehltem Schrecken, nachdem sich die Zofe entfernt hatte. — Diese Blutflecken, stammelte Lillie, indem er die Hand an seine Brust führte.. ich weiß nicht... Frau Königin.. ich muß mich wo geritzt haben. — „Nich doch, das würde nicht so bluten. Sagt mir, sagt, wer Euch verwundet — und ihr sollt gerächt werden. —" O! Ihr braucht mich nicht mehr zu rächen; es hatte Jemand die Königin gelästert, ich habe ihn dafür gezüchtigt. — „Mich und meinethalber!" rief sie freudig aus, und dann kälter fortfahrend: „doch gebiete ich, fügte sie bei, daß Ihr, ein treuer und nützlicher Diener, in Zukunft Euch mir erhaltet, bis zu einer Gelegenheit, wo wirkliche Gefahr meine königliche Person bedrohen könnte!" — „Ich werde Euch gehorchen, Frau Königin." John Lillie stand und heftete den Blick auf den Boden; auch die Königin stand mit niedergeschlagenen Augen: endlich brach sie das Schweigen.

„John Lillie, sagte sie mit einiger Verlegenheit, ich habe Euch über den Wunsch einiger meiner Räthe befragen wollen." — „Was kann ich dazu sagen," antwortete John Lillie niedergeschlagen. Elisabeth hätte gewünscht, daß er sich minder lakonisch ausgedrückt; da sie aber seine Antwort wohl voraussah, so zauderte sie in angstvollem Schweigen; die Königin war dem Weibe gewichen. „Ihr scheint zu leiden?" fuhr sie fort. — „Wohl, Frau Königin ich leide sehr." — Und warum? fragte Elisabeth mit größerer Theilnahme, als sie noch wollte blicken lassen. — O, es ist Nichts, ein Traum, weiter nichts, versetzte J. Lillie bebend. Ein Traum! sprach sie mit einem Seufzer, der ihre Brust erleichterte; o, erzählt mir, setzen wir uns.

Elisabeth dankte ihm im Innern für den Umweg, den er nahm, um das Gefühl ihrer Würde zu schonen.

„Nun, fuhr sie fort," und Euer Traum?

„Ich war, was ich noch bin, sprach John Lillie, Euer treuester Diener, ich betete eine Frau an, eine Frau schöner, als die Bewohner des himmlichen Reiches; ihr Gang so edel und verführerisch zugleich; ihr Antlitz, obgleich stets von seraphischem Ausdrucke, war zuweilen etwas streng, doch milderte ihr seidenes blondes Haar die imponirende Majestät ihrer Züge. Diese Frau, die mich auf ihrem Wege gefunden, hatte mich aufgehoben, denn sie ist gut und mitleidig; trotz meines bleichen Antlitzes, das Fasten und Nachtwachen abgezehrt hatten, trotz meiner Armuth erlaubte sie mir, mich an ihrem goldenen Mantel zu halten, sie erhob mich zu ihrem Vertrauten; denn es war.... eine große, mächtige Frau!"

„Und hernach?" sprach Elisabeth kaum athmend. — „Hernach? die Hochachtung, die ich für diese mächtige und edle Dame empfand, verwandelte sich bald in die heftigste Liebe, und eine jener gewaltigen Leidenschaften, welche tödten!.." — Ihr habt Recht, Lillie, sprach die Königin, es gibt Leidenschaften, welche tödten, aber weiter... der Traum? — „Der Traum? fuhr Lillie traurig fort. O! ich sehe sie noch diese Frau, wie sie zuweilen unwillkührlich einen Blick auf mich fallen ließ, der die Hoffnung des höchsten Glücks anfachte; zuweilen auch sah sie mich mit wehmüthigem Mitleid an, denn die große mächtige Dame wußte wohl, daß von ihr bis zu mir die Entfernung zu groß sey, daß es an ihr sey, hinabzusteigen, und nicht an mir, mich bis zu ihr zu erheben, daß, wo die Macht ist, die Macht befehlen soll!"

„Wohl! wohl! sie weiß es, rief Elisabeth im Taumel der Liebe: du hast Recht, Lillie; die Königin, von der du sprichst, denn du hast mir gesagt, es sey eine Königin, nicht wahr? — deine Liebe zu belohnen, macht dich diese Königin zum König. — Was sagt Ihr? rief Lillie, ihr zu Füßen stürzend: es kann nicht seyn! es ist unmöglich. — „An der Macht ist es zu befehlen, du hast es gesagt." — „Aber Frau Königin, denkt an Euren Ruhm, an Euer Volk, an die Nachwelt... denkt an Euer Leben!" — „Ich liebe dich, rief Elisabeth trunken, den Jüngling mit beiden Händen am Kopfe fassend und auf die Stirne küssend. Lebe wohl! es ist Nacht, gleich versammelt sich der Rath; Ihr sollt darin erscheinen; ich will in Eurem Beiseyn meinen königlichen Willen allen verkünden. —"

III.

Es war eilf Uhr in der Nacht: die Königin präsidirte ihrem Rath; sie ward zusehends besorgter, unaufhörlich drehte sie den Kopf, als erwarte sie Jemand, und ihr Mund öffnete sich alle Augenblicke, als wolle

sie eine Frage thun; aber das Wort erstarb auf ihren bebenden Lippen. Die Räthe betrachteten sie mit Unruhe. Nur zwei von ihnen sahen sich lächelnd an. Die tiefe Stille, welche eingetreten war, zog endlich die Königin aus ihrer Träumerei. Graf Arundel erschien in diesem Augenblick. „Seyd Ihr nicht meinem Sekretär begegnet, Graf, fragte sie ihn mit erzwungener Gleichgültigkeit. —" Nein, Frau Königin, war die Antwort des Grafen von Arundel.

„O! darunter ist irgend eine höllische Machination verborgen, sprach die Königin mit drohender Stimme; aber früh oder spät werde ich sie entdecken, und dann wehe! wehe!" Mit diesen Worten hob Elisabeth die Sitzung auf und zog sich in ihre Gemächer zurück, nachdem sie allen einen schrecklichen Blick zugeworfen.

IV.

Am anderen Tage zogen die Schiffer die Leiche eines Jünglings aus der Themse; sie bemerkten, daß er einen Stich in der Brust hatte. Der Aldermann, welcher herbeigerufen wurde, fand in einer Westentasche des Verunglückten ein Gedicht, in welchem die Vorzüge und Reize der Frau Königin mit aller Begeisterung eines geliebten Liebenden besungen wurden. „Tausendmal gesegnet sey der Tag, hieß es unter anderen, wo ein schöner Mund mir sagte: ich liebe dich." Durch einen sonderbaren Zufall hatte der Degenstich den Namen des Verfassers durchbohrt. Man konnte also nicht ausmitteln, wer er sey. — Es war ein Wahnsinniger, sprach der Aldermann.

Theater in Düsseldorf.

Sonntag den 22. April: Cardillac, oder: Die Ruinen von St. Paul. Schauspiel in 3 Aufzügen von Götz vom Rheine.

Was der bekannten Hoffmann'schen Erzählung, welche diesem Schauspiele zum Grunde liegt, gerade den größten Reiz gibt, erregt im Stücke einen widrigen Eindruck, da es in dramatischer Form so nicht wiedergegeben werden kann wie die Novelle es nur andeutet. Es ist dies das geheimnißvolle innere Treiben der Hauptperson, in der Erzählung an den Glauben einer psychischen Wechselwirkung der Seelenzustände der Mutter und des Kindes geknüpft. Der Leser, in die erforderliche Stimmung versetzt durch die Novelle selbst, bildet sich dieser gemäß die ihm vorgeführten Formen nach seiner Eigenthümlichkeit aus, der Zuschauer aber findet das handelnde Individuum in scharf abgegrenzter Persönlichkeit und in genau bestimmten Situationen vor, und verlangt vollständige Motivirung, wenn er befriedigt werden soll. Der Charakter Cardillacs ist aber nichts weniger als motivirt, so wie er handelnd auftritt, und das Erklärende seines besondern Wesens kann von der Bühne herab nur undelicat und unverständlich gegeben werden, da aus den Situationen selbst hervorgehend dies nicht darzustellen ist.

Die Hauptschönheit der ganzen Erzählung, dies unübertreffliche Charakterbild der Scudery, mußte natürlich beinahe ganz verloren gehen.

Die Darstellung gab nur einiges Gute, untermischt mit vielem Geklapper. Herr Reußler, der in Herrn Kaibels Stelle getreten für die noch übrige kurze Zeit, gab den Cardillac mit so großer Wahrheit, als die Rolle selbst sie gestattet. So gelungen die Erzählung, seine Mordbegier betreffend, seinerseits vorgetragen wurde, so machte sie doch keine Wirkung und das liegt in der Sache selbst. Sehr günstig dagegen wurden die Momente aufgenommen, wo er handelnd oder leidend, bestimmte Zustände darzustellen hatte. Herrn Quiens Partie (Olivier) ist schon mehr und besser im Stücke selbst bedacht worden; hier war mehr Wahrheit in der ganzen Situation, und der Darsteller gab sie eben so richtig wieder, als er sie erfaßt hatte. — Dem. Stephany (Fräulein von Scudery) hätte das etwas mehr hervorheben können, was das Interesse für Olivier motivirt, um so mehr als im Stücke wenig dafür gethan; übrigens entsprach ihre Leistung ganz dem, was man von ihr zu erwarten berechtigt ist. — Das Haus nicht besonders besetzt.

Montag den 23. April. Die Zauberflöte. Große Oper in 2 Akten. Musik von Mozart. Es war dies die zwölfte und letzte Vorstellung des achten und letzten Abonnements. Ende gut alles gut, pflegt man wohl zu sagen, doch von dieser Vorstellung läßt sich das nicht ganz behaupten, will man sich anders nicht mit der Wahrheit auf einen gespannten Fuß setzen. Herr Netz (Sarastro) und Herr Stöger (Tamino) zeigten auch dies letztemal, daß es ihnen Ernst um die Sache sey, nicht minder Mad. Eichfeld (Pamina); die übrigen, mit sehr geringer Ausnahme, schienen es nicht mehr der Mühe werth zu halten für dies letztemal sich besonders anzustrengen. Ausgezeichnet mittelmäßig (man muß doch immer eine gewisse Delikatesse beobachten) war der Chor, der kaum noch diesen Namen verdient. Das Haus schwach.

Herr Derossi jun. beabsichtigt am 3. Mai zu seinem Benefiz eine Vorstellung zu geben, die uns eine interessante Parallele verspricht. Er hat hierzu gewählt: Domi, der afrikanische Affe, oder: Negerrache. Melodram mit Tanz und Gesang in 3 Akten von F. X. Toldt, Musik von Adolph Müller. Es ist diese Affenkomödie nicht mit Joco zu verwechseln, obwohl auch hier ein Affe die Hauptrolle spielt. Der Darsteller dieses Helden, ein Herr Dittmar aus Warschau, soll in diesem Fache Bedeutendes leisten, dürfte aber vor der Kritik einen um so härtern Stand haben, als wir jetzt auf dem Friedrichsplatze den Maßstab für solche Leistungen aus der ersten Hand haben können. — Wir können dem jungen Manne (nämlich dem Beneficiaten) nur die herzlichste Theilnahme Seitens des Publikums wünschen, an seinen Bemühungen hat es gewiß niemals gelegen, wenn er sich nicht die vollste Zufriedenheit des Publikums erworben.

Dem. Stephany, die getreu und mit immer gleichem Erfolge unter uns ausgehalten, wird im Laufe dieser Woche zu ihrem Benefiz eine für uns neue Schöpfung der Erlauchten Unbekannten (Prinzessin Amalie von Sachsen) geben, betitelt: Der Landwirth. Der Rest des Abends soll mit „List und Phlegma," worin Hr. Bercht brillirt, und zwei lebenden Bildern ausgefüllt werden, die sich schon früher des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen hatten, nämlich „der Parnaß" und „der Sieg des Christenthums." Die glückliche, geschmackvolle Auswahl einerseits, die allgemeine Anerkennung, welche die brave Künstlerin seit einer Reihe von Jahren unter uns gefunden, andrerseits, verbürgen eine rege Theilnahme, und dürfte es überflüssig erscheinen, diese besonders anzuempfehlen; das Düsseldorfer Publikum wußte von jeher ein gutgemeintes Streben zu schätzen und zu lohnen.

C. Schleiermacher.

Miszellen

Die Frauenvereine, in Deutschland längst so hochachtbar und wohlthätig, werden nun auch in Frankreich — wie dort Alles — Modesache. Eine Mistriß Fry steht in Paris an der Spitze der ehelosen Damen, welche die Armen-, die Findel- und Waisenhäuser zum Gegenstande ihrer zärtlichen Fürsorge machen. Aber wie in Paris auch jeder Modeartikel sein „System und Regime" haben muß, so sind bereits diese Damen zu Inspektricen solcher Häuser ernannt, und machen nun auch schon, z. B. Dem. Uliac Tremadeure, offizielle Inspektionsreisen in die Departements und lassen Rapporte darüber drucken. Ob diese weiblichen Generalinspektoren von Stabsoffizieren und Adjutanten begleitet werden, und welchen Geschlechtes, darüber schweigt die geschwätzige Pariser Presse zur Zeit noch.